

## Brückenschläge

Wolfgang Dahmen (Jena)

Beitrag anlässlich des Symposiums „Brückenschläge. Über 63 Jahre Herder-Preise – Eine Spurensuche“ zur letztmaligen Verleihung der Herder-Preise am 4. Mai 2006 in Bratislava.

BRÜCKENSCHLÄGE – das ist das Rahmenthema dieses kleinen Symposiums, zu dem wir uns anlässlich der letztmaligen Verleihung der Herder-Preise hier und heute in Bratislava versammelt haben.

BRÜCKENSCHLÄGE – natürlich unter dem Zeichen des Herder-Preises, der mehr als 40 Jahre lang eine Verbindung Mitteleuropas, speziell der deutschsprachigen Welt, zu den Ländern Ost- und Südosteuropas war.

BRÜCKENSCHLÄGE – EINE SPURENSUCHE, so heißt es im Titel des Symposiums weiter, und so möchte ich mit Ihnen eine – zwangsweise nur sehr kurze – Spurensuche in dem Gebiet Südosteuropas machen, das mir am vertrautesten ist, und für das ich mich innerhalb des Herderpreiskuratoriums am stärksten verantwortlich gefühlt habe. Ich bin Romanist und beschäftige mich besonders mit der rumänischen Philologie.

Unter den Ländern Ost- und Südosteuropas, in denen nach dem Ende des 2. Weltkrieges sozialistische Gesellschaftssysteme errichtet wurden, spielt Rumänien sicherlich eine besondere Rolle. Hierfür möchte ich zwei Faktoren besonders herausstellen, die letztlich eng miteinander verzahnt sind. Der erste ist die Tatsache, dass es in Rumänien innerhalb des kommunistischen Regimes einen Wandel gegeben hat, der über den in den anderen sozialistischen Ländern zu beobachtenden Prozess der Entstalinisierung weit hinausging. Das sozialistische System bekam unter der Herrschaft Nicolae Ceaușescu eine nationalistische Färbung, die häufig geradezu groteske Formen annahm. Auf Einzelheiten kann ich hier nicht eingehen – die Tatsache, dass der Sozialismus in Rumänien so blutig wie in keinem anderen Land (vom ehemaligen Jugoslawien, wo die Dinge allerdings auch völlig anders liegen, einmal abgesehen) zu Ende ging, spricht für sich. Der zweite Faktor, von dem hier die Rede sein soll und der mit dem ersten eng verknüpft ist, ist die Tatsache, dass Rumänien neben den baltischen Ländern, Ungarn und der DDR ein Land gewesen ist, das nicht zur slavischsprachigen Welt gehört. Für die allgemeine, aber auch für die Kulturgeschichte Rumäniens ist die Zugehörigkeit zur südosteuropäischen, byzantinisch-slavisch-

osmanisch geprägten Geisteswelt einerseits und zur romanischen Welt Mittel- und Südeuropas andererseits stets ein bedeutender Dualismus gewesen. Man könnte von einer Janusköpfigkeit sprechen. Die Rumänen sind nicht wie die anderen romanischen Völker katholisch, sondern orthodox. Frankreich, Spanien, Italien, Portugal – sie alle waren seit der Antike über Jahrhunderte hinweg kontinuierlich auf Rom ausgerichtet, zunächst politisch, dann zumindest noch religiös und auch sprachlich, denn das Latein als Sprache der Kirche, aber auch der Wissenschaften war ja präsent, und aus dieser Sprache schöpften die westromanischen Volkssprachen immer wieder im Laufe ihrer Geschichte. In Rumänien hingegen war das Slavische über Jahrhunderte hinweg die Sprache von Kultus und Kultur. Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hat man das Rumänische mit kyrillischen Buchstaben geschrieben, bevor man in einem Akt, der in Europa eine Parallele nur in der Türkei Atatürks kennt, das lateinische Alphabet einführte.

Es ist aber nicht nur das Alphabet, das man veränderte, in der Sprache vollzog sich durch gezielte Eingriffe im 19. Jahrhundert ein Wandel, den man als Reromanisierung und eine Ausrichtung auf das Abendland bezeichnet. Auf die Einzelheiten kann und will ich hier nicht eingehen. Von Bedeutung ist dies insoweit, als hier die Wurzeln für das bei rumänischen Intellektuellen weit verbreitete Gefühl liegen, Teil Europas, speziell Westeuropas, zu sein, und sich somit deutlich von den benachbarten Slaven und Ungarn zu unterscheiden. Man fühlt sich nun mehr zu den geographisch weit entfernten Ländern und Kulturen Frankreichs und Italiens, nicht selten auch zu Deutschland und Österreich hingezogen als zu den unmittelbaren Nachbarn. Die Vorbildhaftigkeit gerade der französischen Kultur lässt sich in Rumänien in der Architektur wie in der Musik, in der darstellenden Kunst genauso wie in der Literatur leicht zeigen.

Und genau hier liegt die besondere Dramatik der Zäsur nach dem Zweiten Weltkrieg. Es war eben nicht nur das Überstülpen eines den meisten zutiefst verhassten Wirtschafts- und Gesellschaftssystems, es war die Kappung der in den 1 ½ Jahrhunderten zuvor mit großer Inbrunst verkündeten Zugehörigkeit zu Europa, worunter man *nota bene* eben Mittel- und Westeuropa verstand.

Eine Verschiebung der Gewichte ergab sich dann zwar, als unter Ceaușescu der bereits angedeutete Nationalismus Einzug hielt, doch war es auch nur eine Verschiebung. Nun besann man sich auf vermeintliche oder wirkliche Traditionen, rühmte nationale Eigenheiten und suchte eine Verbindung nicht nur zu den Römern Trajans, die am Beginn des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts das Gebiet an der unteren Donau erobert hatten, sondern auch zu den von diesen

besiegten Dakern. Äußeres Zeichen für diese Dakomanie war die omniprésente Verwendung des Namens „Dacia“ (Dakien). So hieß das am häufigsten verkaufte Auto genauso wie die populärste Zigarettenmarke, in jeder Stadt gab es einen „bulevard Dacia“ und ein Kino mit diesem Namen etc. Hinzu kam die völlige Abkapselung, in die Ceaușescu sein Land führte.

Für die rumänischen Kollegen ergab sich daraus eine Fülle von Problemen. Ich will nur zwei nennen, ein inhaltliches und ein organisatorisches. Das inhaltliche ist der politische Druck, der gerade auf Philologen ausgeübt wurde, die jeweils opportune ideologische Meinung durch entsprechende Lehrmeinungen zu untermauern. Ein Beispiel: In der ersten Hälfte der 50er Jahre, als auch in Rumänien der Stalinismus blühte, erschien eine ganze Reihe von Arbeiten, in denen das Rumänische – quantitativ gestützt durch fragwürdige Wortstatistiken – als quasi slavische Sprache dargestellt wurde. Als sich die ideologische Ausrichtung änderte und immer deutlichere nationalistische Töne anklangen, wurde das römische und dann das dakische Erbe in der Sprache immer stärker betont, und das ohne Zweifel ja vor allem im Wortschatz vorhandene slavische Element wurde plötzlich als eine unbedeutende *quantité négligeable* abgetan.

Das organisatorische Problem ist etwas, was es in ähnlicher Form sicherlich auch in den anderen sozialistischen Ländern und in anderen Wissenschaftsdisziplinen gegeben hat, nämlich die Abkapselung von den Fachdiskussionen in der nicht-sozialistischen Welt. Dies war gerade für die Romanisten Rumäniens besonders problematisch, denn ihre Forschungen müssen evident die übrigen romanischen Sprachgebiete mit einbeziehen.

In dieser Situation waren Grenzgänger ebenso wie Brückenbauer gefragt, Personen außerhalb Rumäniens, die dort – häufig unter schweren äußeren Bedingungen – neue wissenschaftliche Erkenntnisse verbreiteten, aber natürlich auch Rumänen, die ihrerseits ihre Positionen im übrigen Europa bekannt machen konnten. Solche Grenzgänger und Brückenbauer gab es, einige davon sind mit dem Herder-Preis ausgezeichnet worden, und um deren persönliche Erfahrungen ranken sich viele, teils lustige, teils auch eher nachdenklich stimmende Geschichten. Die kann ich Ihnen *hic et nunc* natürlich nicht präsentieren. Zweierlei aber kann man sicherlich sagen. Erstens: Der Herder-Preis hat die Stellung der damit Ausgezeichneten in Rumänien deutlich gestärkt; er ist als Zeichen der Ermutigung aufgefasst worden, und er hat die Geehrten angespornt zu versuchen, Grenzen in den Köpfen der Verantwortlichen zu überwinden. Zweitens: Es ist schön, dass die rumänischen Wissenschaftler nunmehr wieder volle Mitglieder der *scientific community*, wie man neuhochdeutsch wohl sagt, geworden sind. Und es ist schön, dass es natürlich in der

wissenschaftlichen Diskussion nach wie vor unterschiedliche Meinungen und damit auch Grenzen gibt – diese sind aber nicht mehr unüberwindbar.

Prof. Dr. Wolfgang Dahmen war seit Mai 2003 Herder-Preis-Kuratoriumsmitglied und ist Dekan an der Philosophischen Fakultät der Universität Jena.